

# Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Merseburg.

21. Jahrgang erscheint täglich abends (mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen). Preismonatlicher Abnehmer für den Zeitungsleser und Provinzialleser 5 Pfennig, für die Aulstraße Rudolf Schönlank, Post für den Abnehmer Anhaltstraße 21, Merseburg. — Preis der Jahrgang 50 Pfennig. — Einzelhefte 5 Pfennig. — Druck und Expedition: 20 Pfennig. — Druck und Expedition: 20 Pfennig. — Druck und Expedition: 20 Pfennig. — Druck und Expedition: 20 Pfennig.

Nr. 71.

Halle, Mittwoch den 22. August 1917.

1. Jahrgang.

## Schwere Kämpfe.

Während draußen an der Westfront eine Riesenschlacht im vollen Gange ist, sind dabei im Hinterland für den kommenden Herbst

### schwerste innere Kämpfe

in Aussicht gestellt worden. Die konservative Presse wird freilich den Bekämpfer dieser Kämpfe gewiß keinen Landesverräter und vaterlandslosen Gesellen nennen, wie sie es unter andern Umständen getan hätte, denn dieser Propagandist ist kein anderer als der Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, Reichstags- und Landtagsabgeordneter Graf Schwerin-Löwis, und gehören ist diese Anfeindung laut Bericht der „Deutschen Tageszeitung“ am 18. August in der Vertrauensmänner-Versammlung des konservativen Vereins für den Kreis Anklam. Der Bericht lautet:

Der Redner (Graf Schwerin-Löwis) kam dann auf die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen zu sprechen. Das Reichstagswahlrecht für Preußen würde die Vernichtung des alten Kreuzentums und all der Kräfte bedeuten, die Preußen befähigt haben, dem Deutschen Reiche auf monarchisch-konstitutioneller Grundlage seine Großmachtstellung zu erkämpfen. Doch Dr. Michaelis sich auf den Boden des Wahlerlasses stellen mußte, lag in der Natur der Sache, bedeutet aber für die allgemeine Richtung, auf die er seine Politik einstellen wird, gar nichts. Diese wird er meines Erachtens so weit gutpreussisch einstellen, als ihm die notwendigen Rücksichten auf die heutige demokratische Mehrheit des Reichstags dies irgend gestattet.

Nachdem Graf Schwerin-Löwis auf diese Weise den Reichstagsler seine doppelten Spielchen mit der Wahlreform geistlich hat, fährt er fort:

Was die Wahlreform angeht, so wird der Kämpfer dem Abgeordnetenhaus eine Vorlage machen müssen, welche der königlichen Verordnung entspricht. Ob sie gegenüber dem Reichstagswahlrecht einige Abänderungen enthalten wird (fünfjährige Sechsjährigkeit, Verfassungsabstufung), bleibt abzuwarten.

Was Graf Schwerin-Löwis hier der Regierung, die er für gut preussisch in keinem Sinne hält, zumutet, das ist der schändlichste und frechste

Volksbetrug, den ein Gehirn zu erfinden imstande ist. Was bedeutet denn das Wort „Verfassungsabstufung“? Das bedeutet nicht anderes als die Einführung eines ständischen statt des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Die Bevölkerung soll in verschiedene Berufsgruppen zerlegt werden, innerhalb dieser Berufsgruppen sollen die Wähler dann, um dem Worte zu genügen, ein sogenanntes direktes Wahlrecht haben. Beispielsweise: Es wird eine landwirtschaftliche Gruppe mit 100 Mandaten gebildet und eine industrielle Gruppe mit 100 Mandaten, wovon die Hälfte den Arbeitgebern, die Hälfte den Arbeitnehmern gehören würde. Ähnlich würde dann mit dem Handel, Verkehrsgewerbe und freien Berufen verfahren werden. Ergebnis: Der kleinen Schicht der Besessenen wäre die Herrschaft absolut gesichert, der Volkswille hätte jede Möglichkeit verloren, sich durchzusetzen. Die Verfassungsabstufung ist nichts anderes als das alte konservative Ideal der ständischen Wahlen, sie wären

### der fürchtbarste politische Rückschritt,

den kein Volk über sich ergehen lassen könnte, ohne verzwweifelt Widerstand bis zum äußersten und letzten zu leisten.

Nicht weniger ungeheuerlich ist der Vorschlag, die Wahlberechtigung von einer fünfjährigen Sechsjährigkeit abhängig zu machen. Das ist weiter nichts als die vollständige Entredung sämtlicher Kriegsteilnehmer. Die Kriegsteilnehmer sind ja aus demananten Gründen in den letzten drei Jahren nicht schaft gewesen, und wenn sie in unbestimmter Zeit zurückkehren werden, um den zerstörten Herd neu zu begründen, werden leider gewiß sehr viele lange unheimliche in müssen, bevor ihnen das gelingen wird. Graf Schwerin-Löwis will die Teilnahme an der Vaterlandsverteidigung mit dem Verlust der politischen Rechte bestrafen. Wo in der Welt ist ein erbliebendes Volk, das sich das gefallen lassen würde?

Der Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats schließt den die Wahlreform betreffenden Teil seiner Rede mit einer weit hin schallenden Kampfanzeige

gegen das Reichstagswahlrecht, das nun und nimmer in Preußen Gesetz werden dürfte. Denn:

Wenn die nicht Steuernden die Ausgaben bestreiten, muß das erst zur Vermögenskonfiskation und dann zum Staatsbankrott führen. Daher wird es im Abgeordnetenhaus zu den schwersten Kämpfen kommen.

Es wird im Abgeordnetenhaus zu den schwersten Kämpfen kommen! Einer der Führer der angeblich staats-erhaltenden konservativen Partei spricht dies leichtsin aus. Er spricht es aus an der Schwelle des vierten Reichsjahrs zu einer Zeit, da die schwersten Kämpfe an allen Fronten toben, er spricht es aus angesichts des kommenden vierten Kriegswinters, an den niemand ohne schwere Sorge denken kann. Und warum diese schwersten Kämpfe im Innern? Weil das Volk das gleiche Wahlrecht will, weil der König es ihm verprochen hat und weil der konservativen Partei das Interesse des von ihr vertretenen Standes wichtiger ist als alle Wünsche des Volkes, als alle Verheißungen des Königs. Hat Graf Schwerin-Löwis denn nicht darauf gedacht, wie der König dastehen würde, wenn es der konservativen Partei gelänge, sein dem Volke gegebenes Verprechen zurück zu machen? Anders Graf Schwerin-Löwis schwere Kämpfe um die Erfüllung der förmlichen Wahlrechtsverpflichtung anfindig, rückt er an den Säulen der Monarchie. Die Sozialdemokratie ist eine grundsätzlich republikanische Partei, aber die Partei, die praktisch in scharfer Weise antimonarchisch wirkt, das ist nicht sie, sondern die konservative Partei.

Der Reichstagsler hat die

### lokale Durchführung des Wahlrechtsversprechens

für diesen Herbst verprochen. Will er dieses Versprechen halten, so steht ihm dafür nicht nur die Autorität der Krone, sondern auch die Kraft des ganzen Volkes, von einer winzigen Minderheit abgesehen, zur Verfügung. Weicht er vor dieser Minderheit zurück, so ist er im besten Augenblick ein verlornen Mann. Mag er dafür sorgen, daß er sich hält, und daß in dem verneigten Ziele, das die Konservativen ankündigen, nicht noch mehr verlorengeht als seine Kanzlerfähigkeit. —

## Der Gasangriff.

Dem Brief eines jungen Magdeburger an seine Anachoren, den diese uns zur Verfügung stellen, sind folgende Notizen entnommen:

„Achtung! Ein letztes Krühen der Windhunde und schlingung, ein heftiges Durchnähen noch, ob alles auf seinem Faden ist, dann „Schneefall“! Es war dies das Zeichen zum Auslösen des Gases. Ein widerliches Sischen und Pfeifen hob an, erst hier, dann dort; dann hörte man durch die Luft einen rasenden Sturm, der durch die Nase drang; die Augen schmerzten; man konnte die Tränen nur mühsam zurückhalten. Vor uns, wogend und brandend, so eifrig Anankeln geballt hing eine giftige Gaswolke.

auf, deren obere Ränder 8 bis 10 Meter hoch über dem Boden wie wasserschießende ausludeten. Zu immer dichteren Klumpen bestanden sich die Wachen, bis sie vom Wind erfasst und mit durchdringendem Brodeln und entsetzlichen langsam von uns fortbewegt, der feindlichen Stellung zu. Stärker und härter wurde das Sischen, fast wurde es ein Brausen. Schier unerschütterlich schied der Inhalt der Masken zu sein, immer neue Stoffen entströmten ihnen offene Atemröhren.

### Die Nacht war herabgefallen.

Mit ihr breitete sich Totenstille über das Land. Die feindliche Infanterie, die bevor sie von der Gaswolke erreicht war, wie rasch geschossen, hatte ihr Feuer einstellen müssen. Nur hin und wieder krachten einzelne Schüsse, welche von hochgelegenen Stellungen abgefeuert, mit leitem „Zif“ über uns hin. Auch die Strikerte hatte nur zu einigen vereinzelten Schüssen Zeit gefunden; sie waren nicht getötet und hatten keinen Schaden erlitten. Lautlose Stille herrschte, als die letzten Schüsse, lang und dem Boden nachschleudend, vom Wind abgedrückt wurden. Nur in einigen Sentenzen des Nachens hatte sich, trüben Augenblick, das Gas angestammelt und war herabgeschoben.

Nacht war der Augenblick gekommen, in dem die

### Katzenville aus dem Graben

zu steigen hatte. Schatzgleich glitten meine Gefährten über das

Gelände, vorläufige Schritt für Schritt, aufrechtgehend. Ohne einen Schutz zu erhalten, gelangten wir ungehindert bis an die feindliche Stellung. Die Dunkelheit wurde noch verstärkt durch die von ihnen beschleunigten Schritte der Wache.

Nachts rührte sich, keine Bewegung, kein Geräusch, nichts war zu hören, noch darauf schließen ließ, daß noch irgendwelche Leben hier herrschte. Ausgetrieben und tot schien die Stellung zu sein.

Vorsichtig trafen wir uns in den Graben hinabzuleiten und begannen ihn abzuwinden. Jeder mußte sich um die Wachen anziehen, denn alles war erfüllt von dem Föhnen des Gases. Hier konnte man atmen, nichts fanden wir, weder Lebewesen noch Tiere. Wir wussten etwa 100 Meter gegangen sein, als wir links, in der Rückenwehr des Grabens, den Eingang eines unterirdischen Gewölbes gewahrten. Diese Tücher verdeckten ihn und sollten ihn abdecken gegen die eindringenden Gase. Wir hoben sie in die Höhe; eine unheimlich dichte Finsternis hatte uns umgeben. Eine elektrische Lichtentladung leuchtete auf.

Von der Oberseite aus folgten etwa zehn Stufen nach einem Stellen hinab, dessen Ränder mit Holz verkleidet und an deren reihenweise zwölf Treppen, je zwei übereinander, angebracht waren. In der Mitte zwischen den Treppen war ein Tisch aufgestellt und zu beiden Seiten bestanden auf den Säulen hockend und saßen in fast grotesk zu nennenden Stellungen menschliche Gestalten, regungslos.

### Wie wenn sie sämtlich schliefen.

Mit wachbreiteten Handgranaten drangen wir weiter ein, aber nicht regte sich und auch in den Betten sahen wir jetzt mehrere Gestalten liegen. Auf dem Tische standen mehrere Kerzen, die entzündeten sie und beim Schein derselben sahen wir denn auch zunächst Sitzenden der Kopf, der ihm vorwärts gekuldet war. Ein graßiges Laternenlicht hatte uns mit weit aus dem Kopf gewaschenen Augen an. Der Mund war ansehlich verengt, die Farbe des Gesichtes spielte ins Grünlichgelbe und Schwarz, in den Händen hielt der Erste noch seine Wache. Aber das Gas, dieser furchtbare, erdumwühlende Dämon, hatte dem Lebenden nicht mehr Zeit gelassen, die Wache über sich zu bringen.

Der zweite, dritte und all die übrigen hatten dieselbe grauenvolle Bild des Todes. In jeder Stellung waren sie überbracht. Einige, die in den Betten lagen, hatten in ihrer Todesangst den Kopf tief in die Strohhülle und Decken gewühlt. Einem, der ruhig gedast, mußte versucht haben, die Wand zu erklimmen; der ruhige Gesicht hatte ihm die Hände in einem Satz festschlingert und in dieser Stellung festgehalten. Wieder an anderer mußte beim Öffnen von dem grünen Loh gepakt worden sein; seine Hände hielten noch ein Brot umfaßt. Und bei allen die entsetzliche verzerrten Mäße, diese grauenvollen Taten.

Dort zwischen den Betten ein schmaler Gang. Wir dringen ein und finden eine zweite, ebenfalls mit Tüchern verhängte Leihung. Vorsichtig kriechen wir hinein. In ihrer Tiefe das gleiche Bild. Auch hier hatten die Angestellten vergeblich Schutz gesucht vor dem bleichen, lauten überdrückenden Loh. Das hoch! Klingt es dort nicht wie

### leises Seuzen?

Gehannt horchen wir auf. Da ist es wieder. Aus jener Ecke bringt es hervor, ein schwaches Schürren, das mit jedem Atemzug leiser und schwächer wird. Wir treten näher und sehen beim Schein eines blutigen französischen Soldaten, ganz zusammengesunken und in Toten gestellt. Seine Hände waren im Krampf erstarrt die Wache noch vor das Gesicht, in den Armen, seit an sich gepreßt, hält er noch kein Geschw.

Bei uns macht sich trach der vorzüglichsten Wachen eine gewisse Atemnot bereits bemerkbar. Es ist höchste Zeit auch für uns, das wir flüchten, wenn wir nicht selbst noch ein Opfer werden wollten des eignen Gases.

Wir laufen dem Ausgang zu und nehmen den Tagewächtern mit uns. Das geht die Rechenpflicht, abgibt wir mühen, daß hier die Hilfe viel zu spät kam. Was wir befristeten, trat schon wenige Sekunden früher ein; noch im Stillen

harrt er uns unter den Händen.

Nach seltsam! Der Name seines Vaterlandes war das letzte Wort, das ihm über die Lippen kam. Die jungen Mäße waren im

Es ist anzuwenden, so unendlich verzerrt; das Kind wurde gewollt und nicht gezeugt; die Jungfrau trat aus dem Mutterheraus und die Brust hob und senkte sich kramphast, aber es war nur Gift, tödliches Gift, das die Lunge einatmete. Die Lider zogen sich über die Augenlider zurück, die wie von unsichtbarer Gewalt aus ihrer Wölbung gekehrt wurden. . . .

Daß wohl, du junger, fremder Kamerad, du hast die Treppe zu dem Vaterland mit deinem Leben besiegelt. Denn es auch kein Ton in freier lebender Schicht war, so ist du denn gestorben, aber nicht so rasch wie ein Schw. Wohl!

Wir nahmen die herannahenden Gewebe an uns und den Toten einige, was uns die Beschickung des Truppenteils ermöglichte. Draußen riefen wir auf eine Paravalle des Nachbarregiments. Die hatten

die gleichen Bilder des Todes gesehen.

Wir schlangen uns aus dem Graben, um so schnell wie möglich die eigenen Gräben zu erreichen und damit die gestrige Sonne, die hellen Geruch verurteilten unsere Schritte im tiefen Grabe, es war ein leises Anstern und Anstern, wie wenn der Fuß über trodenes Stroh federst. Ein schmalen Halbstrahlen, der einige Hundert Meter über die feindliche Linie hinausragte, bot ein gähnlich verändertes Bild. Das vor wenigen Stunden dunkle Grün seiner Wälder hatte sich in ein fahles

weißgelb verwanbelt, das schon beim Schein des Mondes erkennbar war.

Dazu diese Ruhe, die unbemerkliche atembeklemmende Ruhe. Nichts, soweit das Auge sehen konnte, was noch Leben, Verkehr, Leben das sonst unauflösbare Leben und Jagen der kriegstüchtigen Mütter und Väter wie ihr Stiefen war verblüht. Nichts, was nicht, was Leben befehlen, was verflucht geblieben von diesem Tage, der laute überhörtet wie ein Schalten. Langsam, aber mit furchtbare Gewaltigkeit sein Opfer erlitt. Der dem es fern Entzinnen gibt. Der dem nicht Schen gewährt. Jeder die lustige Höhe des Humors nach die Ziele des Kellers wehrt diesen Willkürlich, den man das nennt. . . .

# Was der Krieg bringt.

## Die Schlacht vor Verdun.

Der deutsche Abendbericht meldet:

Die Schlacht vor Verdun ist für uns günstig. Auf dem westlichen Massener drang der Feind nur am Avocourt-Walde und am Toten Mann in unsere Abwehrzone ein, sonst wurden keine wiederholten Stürme überall abgeschlagen.

Teillich der Mann in der Gegend vor unserer Kampfstellung durchweg abgewiesen oder im Gegenstoß zurückgeworfen worden.

Künstlicher Mäntel einmarsch der Infanterie auf mehr als 20 Kilometer Front gegen unsere kampfkraftige Abwehr löstete die Franzosen schwere Verluste.

Somit im Westen und Osten keine großen Kampfhandlungen.

## Die erste Isonzoschlacht.

Im Wiener Abendbericht vom Montagabend wird über die erste Isonzoschlacht, die am Sonntag morgen nach anderthalbtägigem Zermürben begann, das folgende mitgeteilt:

Unsere Infanterie Isonzo-Armee fand gegenwärtig in größterem Kampfe gegen ihren im Vordere in der ersten Schlacht. Der Erfolg des Tages war unklar. Während sich der Gegner zwischen Tolmein und dem Meer mit einzelnen Teilverbänden bewegte, brandeten abwärts von Anzica bis an die Meerestüfte die Sturmwellen italienischer Waffen angriffe gegen unsere Stellungen. Überhalb Gornale gelang, von härtester Widerwehrung unterzogen, die Italiener bis auf die Höhe von St. Peter waren sich dem Feinde die Gorkländer Helmen entgegen und drängten ihn an den Berg zurück.

Bei Descla und Sedice, auf dem Monte Zacco und dem Monte Gebriele, im Gornalende östlich und westlich von Gornale, überall wurde mit größter Erbitterung gekämpft, ohne daß es den Italienern gelang, einen Fußtritt Boden zu gewinnen. Die Kräfte des Wiener Landheeres und des österreichischen Landwehr-Regiments Nr. 51 fanden hier erneut schwere Gelegenheiten, um ihrer oft bewiesenen Kriegstüchtigkeit Zeugnis abzugeben.

Zwischen der Wipava und dem Gail-Graben zerstückelt die feindlichen Angriffskolonnen an dem eiserernen Widerstand der wälder alpenländischer Schützen-Regimenter. Kränker Gebirgsjäger schienen diesen hier heimatlichen Boden.

Auch auf der Karstschloßhöhe tobte die Schlacht in großer Heftigkeit. Dort südwestlich von Gornalica noch der Kampf im Aufstiegslande der ersten Stellung hin und her, so ist sonst überall der Feind weitläufig über die vorderen Truppen zurückgeworfen. Der 19. August brachte uns über 3000 Gefangene ein. Die blutigen Verluste der Italiener sind groß.

Feindliche Munition bedurfte die offene Luft. Es wurden mehrere Einwohner getötet.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, wo die Italiener im Juni schwere, aber eigenhändige Angriffe unternommen haben, räumte der Feind vorgelagerten nördlich von Sraga in 15 Kilometer Breite seine auf italienischem Boden befindlichen Stellungen. Gehten wir aus dem Saganal zurück.

## 811 000 Tonnen im Juli.

Im Monat Juli sind, so gibt der deutsche Admiralstab, der bekannt, an Handelschiffsräumen in Saja mit 811 000 Bruttoregistertonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verlor worden.

Damit ist unter Zurückrechnung der nachträglich bekanntgewordenen Kriegsverluste in der Höhe von 13 000 Bruttoregistertonnen sind im ersten Halbjahr des uneingeschränkten U-Boot-Krieges insgesamt 5 495 000 Bruttoregistertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelschiffsräume verlor worden.

Im einzelnen sind seit Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges verlor worden: Februar 781 500 Raum-Tonnen, März 885 000 Raum-Tonnen, April 1 091 000 Raum-Tonnen, Mai 869 000 Raum-Tonnen, Juni 1 016 000 Raum-Tonnen, Juli 811 000 Raum-Tonnen. — Das sind zusammen 5 453 500 Raum-Tonnen, also 41 500 weniger als in der Admiralstabsmeldung angegeben ist. Diese Differenz ist auf nachträgliche Meldungen zurückzuführen, die in den einzelnen Monatsangaben nicht berücksichtigt sind.

## Neue Verfertigungen.

Amlich wird mitgeteilt:

Durch unsre U-Boote wurden im Atlantischen Ozean und in der Nordsee wiederum fünf Dampfer, zwei Segler verlor, darunter der englische bewaffnete Dampfer „Rosmond“ (2044 Tonnen) mit Holz von Ardingholf nach Cardiff. Die übrigen Dampfer wurden aus früherer Sicherung oder aus Gelingen herausgeschossen. Einer der verlor Segler, eine Viermast-Yacht, war mit vier Geschützen bewaffnet.

## Erklärungen zur Papstnote.

Die russische Regierung hat zur päpstlichen Friedensnote eine halbamtliche Sympathieerklärung abgeben lassen, in der sie mit lässlicher Zurückhaltung erklärt, auch ihr Ziel sei ein baldiger ehrenvoller Friede. Ein klein wenig wärmer im Ton ist die offizielle deutsche Erklärung ausgefallen, die sich in einem Berliner Telegramm der „Stn. Ztg.“ findet. Sie lautet:

Wir haben den Frieden herbeiführen wollen, ohne daß wir es hätten tun müssen. Die Bemühungen des Papstes finden, wie aus alledem hervorhebt, nirgends eine grundsätzliche wärmere Aufnahme als bei uns und unseren Verbündeten. Aber unser Schicksal hängt nicht davon ab, sondern nur sicher auf unserer Unbesiegbareit und unsern überlegenen Kriegsmitteln. Die uns zu Wasser und zu Land ans Ziel bringen werden.

In längeren Ausführungen wird dann betont, daß ein Friede des Rechts und der Sicherheit nur möglich ist, wenn England sich nicht weiter in die Fragen des europäischen Festlands einmische. Man kann als wahrscheinlich annehmen, daß Dr. Michaelis nicht viel anders sprechen wird. Die Entscheidung über den Erfolg des päpstlichen Friedensdritten liegt in London-Washington.

Die italienische Gesundheits- in Kopenhagen hat dem „Socialdemokraten“ ein Schreiben zugesandt, wonach die Berliner Telegramme: die italienische Regierung habe dem Vatikan im Voraus zu wissen gegeben, daß jegliche Tätigkeit des Papstes für den Frieden als gegen die italienische Regierung gerichtet, angelegen würde, die in solchen Falle nicht länger für die Sicherheit des Heiligen Stuhles einzuhalten könnte, vollständig erdichtet sei.

## Die Besprechungen in Berlin.

Der Hauptausdruck des Reichstags tritt, wie gemeldet, am heutigen Dienstag um 2 Uhr nachmittags zusammen. In dieser Sitzung wird der Reichskanzler des Wort ergreifen und sich zu der Kundgebung des Papstes äußern.

Der Ausdruck des Bundesrats für auswärtige Angelegenheiten trat am Montag nachmittags unter dem Vorsitz des bairischen Ministerpräsidenten, Freiherrn v. Hertling, zusammen. Der Reichskanzler erstattete Bericht über die politische Lage und äußerte sich über die Stellung der Reichsregierung zur Kundgebung des Papstes.

Die Besprechungen der Mehrheitsparteien wurden am Montag ebenfalls wieder aufgenommen. Alle Parteien, die sich damals zu diesen Besprechungen zusammengekommen hatten, waren wiederum erlut worden, Vertreter zu entsenden, auch die Nationalliberalen. Die sich in einem späteren Zeitpunkt wegen ihrer Gegnerschaft gegen die Friedensresolution abgesondert hatten. Man war gespannt, ob die Nationalliberalen sich an den weiteren Verhandlungen beteiligen würden. Das ist geschehen. In der Besprechung waren die Nationalliberalen erschienen und werden — im Reichstag sagt man: „ganz selbstverständlich“ — auch weiterhin an diesen Besprechungen teilnehmen. Die Beratungen sind rein vertraulich. Viele politische Vorbereitungen ergab wie das „V. Z.“ zu berichten weiß, eine weitgehende Uebereinstimmung, so daß in einer Reihe von Fragen wiederum ein gemeinschaftliches Vorgehen zu erwarten ist.

Zum Dienstag früh um 9 Uhr hatte der Reichskanzler die Parteiführer zu sich geladen, wohl um sie zu unterrichten über das, was im Bundesratsausdruck für auswärtige Angelegenheiten beschlossen worden ist.

## Die Augen Nebenmenschen.

Natürlich, wir schämen uns über unsere Nebenmenschen. Wir gedenken uns, als wären wir doch erhoben über sie und unser eigenes Licht allein machend. Aber ganz in der Stille hegen wir eine unangeheure Hochachtung vor dem Herrn Kobolden und wachen ihn zum Richter über unser Tun und Lassen.

Ich will gar nicht von der Mode und dem „Man tut das nicht“ sprechen. Nein, nicht einmal in den kleinsten Kleinigkeiten vertrauen wir unserer Urteilskraft und rücken uns nach dem süßeren Nebenmenschen. Wer ist schon einmal in einen Straßenverkauf, in eine gefährliche Situation, sagen wir etwa durch einen Zwischenfall oder eingebildeten Mangelangriff, geraten? Man erachtet natürlich in ersten Augenblick und nicht sich nach dem dummen Mangeloh. Aber dann schaut man was „die anderen“ machen. Stürzen sie, mit Heringsäure bewaffnet, auf die Straße, so hat man auch nichts Zeitgedränge zu tun, als den Derrigen abzuhaufen und jeden Mann aus charakterigen Sparten mit „Schrapnellstücken“ mit Zehnmeterschreie zu begreifen. Natürlich die Augen Nebenmenschen über davon, so laute ich natürlich.

Ich, so schnell mich meine Vögel tragen, mit. Das feinsten Vertrauen lebt in mir: sie werden schon wissen, was sie tun. Obwohl ich ebenigut Augen und Ohren habe wie die andern und am Ende auch selbst meine Schlässe ziehen kann.

Bei Kriegsangelegenheiten wird diese Unterordnung besonders auffallend. Wir lesen von Komms zu Pilots, liegen uns über das kommende Unheil unterrichten und setzen bei allen andern, ohne Rücksicht auf das Alter, eine ausgedehnte und genaue Kriegsberatung voraus.

Aber nicht nur unter dem Einfluß des Schreckens sind wir geneigt, andern das erste Wort zu lassen. Man geht an einem warmen Tag auf der Straße. Da begegnet man zwei aufgeschwundenen Menschen. Man geht nicht den seltsamen herbei und beachtet ihn zu öffnen. Ich habe gar keinen Tropfen geliebt und freude aus nicht ein prüfend die Hand aus, sobald der Frage Nebenmenschen den Schirm aufspannt, regnet es und damit fallen. Eine notwendige Stellung machte einmal darüber eine lustige Maxime: ein Herr mit offenem und eine Dame mit geschlossenen Schirm gehen aneinander vorbei. Dann fragt die Dame das übende Nebenmenschen, der Herr klappt es zu, denn jeder denkt sich, der andere wird es schon selber richten.

Diese Hochachtung vor dem Augen Nebenmenschen betrafen wir aber leider nicht nur bei Kleinigkeiten. Auch bei der Lösung des internationalen Preisräfels, das gegenwärtig die ganze Kulturwelt beschäftigt, bei der Frage, warum eigentlich immer noch weiter gekämpft und für welches Ziel gekämpft wird, haben wir den andern das erste Wort lassen. In den Vereinigungen, die niemand für möglich gehalten und die doch furchtbare Wirklichkeit geworden, gehört dieser Krieg des Wahnmens, dessen Sinn und Ziel eigentlich keinem klar ist. Aber wir worten noch daraus, daß die Augen andern, die demokratisch regieren Völker, das einmal aussprechen sollen. Und so wird die Lösung des großen internationalen Preisräfels wohl sein, daß sich der Kapitalismus mit diesem furchtbaren Kriege sein eigenes Grab gräbt.

Selbstlich finden aber die Völker aller Zungen hoch diese Lösung. Verständig sagt nach jeder bei uns: „Nein, die Franzosen, die verheißt ich nehmst nicht!“ und marzt, bis die andern ihn verheißt. . . .

## Bangsa boewas.

Man schreibt der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ aus Amsterdam:

Bangsa boewas? Das diese seltsam klingenden Worte bedeuten? Nun, banga boewas, das sind wir — wir europäischen und sonstigen geistlichen Nationen, die sich jetzt gegenseitig zerstückeln — wir Völker des Weltkriegs. Oder wie die genaue Uebersetzung lautet: „Die wilden Völker!“

So bezeichnend nämlich nennen sie uns jetzt drüben, weil drüben im Indischen Ozean, auf Borneo, wenn sie von uns reden und schreiben. Und die Berichte über den Weltkrieg in den malaisischen Völkern tragen, wie ein holländischer Missionar erzählt, gemeinschaftlich die Ueberschrift: „Prang gila“ — was ganz einfach heißt: der wahnsinnige Krieg.

Im selben Bericht bemerkt der Missionar, daß es für die christliche Mission auf Borneo noch sehr viel zu tun gäbe. Das ist nur zu begründet. Aber wenn man auf Borneo nur erst richtig blickt, wird man dort auch begreifen, daß der Krieg der Gipfel der Zivilisation ist. Die malaisischen Journalisten werden denn ebenso vernünftig und bewundernd über den Krieg schreiben wie gegenwärtig unser einheimischen.

Verständig gelten eben wir ihnen als — „wilde Völker“ . . .

## Irlands Klage vor 50 Jahren.

Im Jahrgang 1867 des „Korrespondenten für Buchdrucker“ finden wir folgende aus der „Times“ entnommene Frottation des irischen Volkes an die Welt:

Wir haben Jahrhunderte von Schmach, gedungenerer Armut und bitterem Elend erduldet. Unter Koch und unsrer Freiheiten sind von einer fremden Aristokratie niedergedrückt worden, welche uns als Feinde behandelt, dann unser Land usurpiert; und unsrer unglücklichen Heimat alle materiellen Reichtümer fortgeschleppt hat. Die wahren Eigentümer des Grund und Bodens wurden verlor, um dem Viehe Platz zu machen, und über den Egen getrieben, wo sie ihren Lebensunterhalt und die politischen Rechte sich suchen müssen, die ihnen in der Heimat verweigert werden. Inzwischen werden unsre Leute von Geist und Talents zu Todes- und Freiheitsstrafen verurteilt.

Aber wir bleiben stets eingebend und verlieren niemals die Hoffnung auf Wiedererlangung unsrer nationalen Freiheit. Wir appellieren umsonst an die Vernunft und den Gerechtigkeitssinn der uns beherrschenden Gewalten. Ihre demütigen Vorstellungen wurden mit Spott und Hohn aufgenommen. Unsre Schilderungen waren nicht erfolgreich. Heute, da uns keine ehrenvolle Wahl mehr gelassen ist, appellieren wir von neuem an die Gewalt, als an unsre letzte Hilfe. Wir unterwerfen

und den Bedingungen dieser Forderung, denn wir halten es für  
mannhafter und besser, zu sterben in der Schlacht für die Freiheit,  
als ferner in tiefer Anstaltsfesseln zu leben.

Alle Menschen sind mit gleichen Rechten geboren und sollen  
gleich berechnen, um gemeinsam für die Freiheit und die öffent-  
lichen Interessen zu kämpfen; die Gerechtigkeit verlangt, daß eine solche  
Berechnung auf einer Grundidee beruhe, welche Gleichheit auf-  
rechterhält, anstatt sie zu zerstören.

Wir erklären daher, daß wir den Juch der Monarchie  
nicht länger zu ertragen vermögen, daß wir eine Republik, auf  
allemgemeinem Wohlfahrt begründet, existieren wollen, welches jeder-  
mann den wahren Wert seiner Arbeit verdienen soll. Der Grund  
und Boden Irlands, gegenwärtig im Besitz einer Oligarchie, ge-  
hört uns — dem irischen Volk — und muß uns zurückgegeben  
werden.

Wir erklären uns ingleichen für absolute Gewissensfreiheit  
und für vollständige Trennung von Kirche und Staat.  
Wir appellieren an das höchste Tribunal zum Beweis der  
Gerechtigkeit unserer Sache. Die Geschichte legt Zeugnis ab von  
der Schwere unser Leiden, und wir erklären anstandslos unser  
Vertrauen, daß wir keinen Krieg gegen das englische Volk zu führen  
bedürftig sind. Unser Krieg ist gegen die aristokratischen Vor-  
urteile gerichtet — seien es englische oder irische, welche die  
Seelen auf unserm Feldern gefesseln haben; gegen die aristokra-  
tischen Missetat, welche unser Blut ebenso wie das des engli-  
schen Volkes ansaugen.

Republikaner der gesamten Welt, unsere Sache ist eure Sache  
und unser Feind euer Feind; laßt eure Herzen mit uns sein!  
Von euch, Arbeiter Englands, gebühren wir nicht allein eure Her-  
zen, sondern auch eure Arme. Gebet den Göttern und der  
Gerechtigkeit, welche über euerem Haupt den Druß der Arbeit  
geschickt worden sind. Gebet der Vergangenheit, daß sie auf  
die Zukunft und rächt euch, indem ihr euren Kindern Freiheit gebt  
vom bevorstehenden Kampfe für die Unabhängigkeit der  
Menschheit! Sichert proklamieren wir die irische Republik!

Dieses Dokument mag daran erinnern, daß Irland seinen  
Rechtskampf gegen England seit langem und mit großer Erb-  
itterung und großen Opfern führt. Wenn vom Selbstbestimmungs-  
recht der Völker gesprochen werden soll, wenn der Friedensschluß die  
Völker aus fremder Gewaltbefreiheit befreien soll, dann muß  
vor allen Dingen auch Irlands Freiheit gegen England begün-  
det werden. —

## Die Sammelwut.

Andre Länder, andre Sitten — nur die neuen Willio-  
näre, die der Krieg geschaffen hat, sind ein so internationales  
Produkt, daß sie in allen Ländern die gleichen Kennzeichen zu  
zeigen scheinen. Was das „Journal du Peuple“ im nachfolgen-  
den aus Paris erzählt, soll sich auch in Berlin, Wien und andern  
Ländern Mitteleuropas zutragen:

Ich kenne einen kleinen Antiquitätenhändler, bei  
dem ich früher manchmal das eine oder andre für billiges Geld  
zu erlösen pflegte. Sein bescheidener Laden, in dem der un-  
möglichste Krimschramm selbsten wird — gepirngene Porzellan-  
figuren, mehr als zweifelhafte Stradivarius-Geigen, numismatische  
Münzen, schmale Kupferstücke und eine Menge sonstiger  
Kunstsachen, denen man die Fälschung von weitem an-  
sieht — ist noch nie so von Käufern bestritten worden. Wohlbe-  
liebte Herren, denen das gute Leben im Geschäft gefehlt hat,  
und aufgekupfte Damen, die wie eine Herde Gänse durcheinander-  
schlammern und sich in den schreienden Farben ihrer Toiletten  
spiegelnd überleben, gehen dort jetzt aus und ein und finden  
immer etwas, das nach ihrem Geschmack ist.

„Aber“, meinte ich verwundert zu meinem Antiquitäten-  
händler, „es ist doch Krieg. Wie ist es doch möglich, daß in diesen  
Zeiten der Leere die Geschäft, das doch ein ausgebrochenes  
Kriegsgeschäft ist, denartig blüht?“

Er lacht. „Es gratifiziert eben zurzeit eine Sammelwut  
unter dem ehelichen Geschlecht der Kriegsgewinnler. Es gibt Mit-  
telwörterhändler, die regelrecht gelübt werden sind.“

„Wissen denn die Leute, was sie kaufen?“

„Ach, keine Spur. Kaufen Sie auf!“

Gerade kam ein Kunde auf den Laden zugefahren, sah sich  
die gabel im Schaufenster ausgelegten Wägen an und trat ein.  
„Ich möchte das Original davon haben!“ Er tippte auf die  
Wägen im Schaufenster.

„Wie meinen Sie? Ich habe doch nur Originale.“  
Der Kunde lächelte, als ob er sagen wollte, mir noch man  
nichts vor. Dann ließ er sich einen alten Schmarren für 400 Franc  
empfehlen und ging mit ihm einen „alten Weiser“ im Arm neue Ein-  
läufe machen.

„Ausnahmsweise hatte ich wirklich mal ein Original da.“  
botete der Händler. „Einen Garigante. Aber der Fiel hat sich  
gerade den Kitzel ausgefuchst!“

Durch die Hintertür trat ein lang aufgeschwemmter maoger  
Mensch, den großen Hüftstärklabretter auf der struppigen Vorder-  
maße

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß die drei Coros bis  
gehören zu liefern.“ herrschte ihn der Händler an. „Den Guarino  
haben Sie mir auch noch nicht gebracht? Ist denn wenigstens  
die Stradivarius fertig? Nicht? Ach, diese Künstler!“

Der Antiquitätenhändler hat seine Sorgen, selbst im  
Krieg. Die neuen Rabots aber müssen doch hin und wieder  
eines Aufst in ihren Werkstätten schaffen. Sie müssen ja sonst  
gar nicht, wo sie mit all dem vielen Gelde hin sollten. —

## Kriegsamt und Tarifverträge.

Durch die Presse ging jüngst die Nachricht, daß das  
Kriegsamt sich gegen Tarifverträge und Mindestlöhne aus-  
gesprochen hätte. Das kann unrichtig richtig sein, denn  
die neueste Nummer der „Mittlichen Mitteilungen und Nach-  
richten des Kriegsamts“ enthält unter dem Titelkopf  
„Tarifverträge“ die folgende Verfügung des Kriegsamts  
vom 1. August 1917:

Angesichts des hiesigen Einflusses, den geregelte Lohn- und  
Arbeitsverhältnisse auf die Kriegsmaterial-Erzeugung haben,

hat sich das Kriegsamt am 1. August des Kriegsjahrs Kriegs-  
erlass, betreffend die Tarifverträge, in letzter Zeit wiederholt,  
mehr mit Erfolg bemüht, das Zustandekommen lang-  
fristiger Tarifverträge oder sonstiger Lohnab-  
machungen dadurch zu fördern, daß es unparteiische Ein-  
setzung entsprechender Verhandlungen zwischen Arbeitgeber-  
und Arbeitnehmerorganisationen unter Ausschaltung der in Be-  
tracht kommenden militärischen Behördensstellen übernahm.  
Unter anderem ist am 18. Juni der Tarifvertrag für die Geschlo-  
senarbeiter Deutschlands zustande gekommen, wodurch wieder  
ein weitverbreiteter Anstoß und bei in der beschäftigten  
rund 30 000 gewerblichen und Heimarbeitern eine Grundlage  
für weitere erfolgreiche Arbeit gegeben worden ist.

Wie bereits anlässlich der Tarifverhandlungen im Bau-  
gewerbe Groß-Berlins ausgeführt wurde, ist es dringend not-  
wendig, daß sämtliche in Betracht kommenden militärischen Be-  
höden, insbesondere die Beschäftigungsstellen, soweit es in ihrer  
Hand liegt, den abgemachten Tarifverträgen gütlich nach-  
zukommen. Unter anderem wird die Aufnahme eines  
entsprechenden Faktors zu den Preisverhand-  
lungen empfohlen.

Eine solche Empfehlung der Tarifverträge wie  
diese hier man mit besten Willen nicht zu imdeuten,  
als ob das Kriegsamt gegen Tarifverträge sei.

## Notizen.

Die Rede des Reichstagspräsidenten. Der Reichstags-  
präsident hat am Dienstag im Reichstagsgebäude, das Wort  
genommen, um sich zu der Forderung des Kapitels zu äußern.  
Neben der Rede ist er auch des Bundes der Bier-  
männer bedient und besonders auch ihre Einheitslichkeit in  
allen kriegerischen Maßnahmen hervorzuheben hatte, gab er  
ein Telegramm Sündenburs über die gegenwärtige  
militärische Lage bekannt, die danach so kühnlich wie  
nie zuvor. Der Kaiser machte dann Mitteilungen über  
die weitere Schicksale der Generale, die wegen Ver-  
weigerung der Befehle auch in Bezug auf ständisches und kleinbürtiges  
Gebiet unüberlegt enthalten. Er erwähnte sich dann der Tri-  
bunalsunggebung des Kapitels zu und sagte, daß er  
entschlossen ist und einzelnen seine Stellung nehmen könne, bevor  
nicht eine Verhandlung mit den Bundesgenossen stattgefunden  
habe. Die Fortsetzung des Kapitels ist nicht von der Mittel-  
mächten beifällig, sondern einer einstimmigen Zustimmung des Kap-  
itels entzogen. Deutschland sich jedem christlichen Ver-  
such, in das Vordringen des Krieges den Gedanken des  
Friedens hineinzutragen, sympathisch gegenüber und  
begreife daher den Schritt des Kapitels. Wenn der materiellen  
Seite der päpstlichen Kundgebung will der Kaiser, so erklärte  
er zum Schluß, mit dem Vorbehalt in einer näher zu ver-  
einbarenden Vereinbarung zur Geltung der Antwort  
Rücknahme nehmen. — Den Verlauf der Rede können wir  
erst in der nächsten Nummer unser Blattes veröffentlichen. —

Kontrolle der Hausbrandlieferungen. Der Reichs-  
kommisär für die Wohnverteilung hat die Verordnung erlassen, die  
verordnen soll, daß im Bezirk eines Kommunalverbands oder einer  
Gemeinde keine Branntstoffe bezogen werden, als für sie festgelegt sind.  
Die Verbraucher und Händler, die wogegenüber oder durch Nahrung  
Branntstoffe einführen, haben das durch Vorlegung des Beschlusses zu  
beweisen. Werden die Branntstoffe infolge eines Unrechtes ein-  
geführt oder von Deutschland hinausgeführt, so werden die Unrech-  
tlichen bestraft, so bedarf es zwar nicht der Einwirkung abgelenkter  
Behörden, aber die Richter müssen sich den sonstigen Kontroll-  
vorschriften der Gemeinde unterwerfen. —

Eine deutsche Arbeiterbibliothek. Die Gesellschaft der  
Freunde der deutschen Arbeiterbibliothek in Leipzig plant, mit  
einem Reichsgeld zu erwerben, für den ersten Teil der deut-  
schen Literatur eine Arbeiterbibliothek im Werte von  
120 000 Mark zu stiften. Zur Unterstützung ihrer Vorhaben  
wendet sich die Gesellschaft an hervorragende Persönlichkeiten. —

Neuer Ministerpräsident in Ungarn. An  
Stelle des Ministerpräsidenten Csergany, der sein Amt nur ein  
Wochenlang ausgeübt innehatte und jetzt demissioniert hat, ist  
Alexander Wekerle von König zum Ministerpräsidenten  
ernannt worden. Der neue Ministerpräsident Wekerle wird, wie  
ungarische Blätter melden, es als seine erste Aufgabe be-  
trachten, dem Abgeordnetenhaus gleich bei Beginn der Ver-  
sammlung eine Wahlrechtsvorlage zu unterbreiten. —

Schwedischer Gewerkschaftstest. Am Montag begannen  
in Stockholm die Verhandlungen des schwedischen Gewerkschafts-  
kongresses. Die Zahl der Mitglieder, die auf dem Kongress vertreten  
sind, beträgt 169 000 gegen 82 999 im Jahre 1912. 40 Delegierte sind  
anwesend. Deutschland wird vertreten durch die Genossen Bauer  
und Jansson. Hauptberathungsgegenstand des Kongresses bildet der  
Syndikalismus. —

Vakanzverweigerung auch in Russland? Laut  
Stockholm „Socialdemokraten“ wurde dem als Delegierten  
für Stockholm gewählten Genossen Axelrod der Vakanz  
für Stockholm verweigert, angeblich weil er feiner-  
zeit über Deutschland nach Russland heimkehrte. —

## Die Schlacht bei Verdun.

W. T. S. Großes Hauptquartier, 21. August 1917.  
(Amstich.)

### Westlicher Kriegschauplatz.

Nach geistlicher harten Berührungsaufnahme in einigen Ab-  
schnitten der flandrischen und Artoisfront keine größeren  
Stampfhandlungen.

### Deeregruppe Deutscher Kronprinz.

Der erste Tag der Schlacht vor Verdun nahm für  
die Franzosen denselben Ausgang, wie die großen englischen An-  
griffe in Flandern am 31. Juli und 16. August. Heeresgruppen  
an Material und rüstungsfähiger Mannschaften von Menschen konnten  
den deutsche Kampfsitz nicht brechen. Weniger kräftiger  
Gewinn in sich dem Scheitern des Angriffs auf einer Front von  
mehr als 20 Kilometern gegenüber.

Am 11. August begann die gewaltige Artillerie-  
beschießung für den großen Schütz, den getrennt auf eng-  
ländes Gebiet Frankreichs Meer wölft. Vom Walde von Vo-

court bis zum Strand des Garreces-Waldes wurden unter  
Zustellung der durch die in den letzten Stunden von dem An-  
griff aufs höchste gehobene Artillerieleistung des Gegners in  
ein weites, über 20 Kilometer weit verandert.

Am frühen Morgen des 20. August brach die französische  
Infanterie in dichten Anstößen unter dem  
Schuss des nach vorn verlegten Artilleriegeschützes tiefgeleitet  
zum Sturm vor.

In vielen Stellen brangen die schwarzen und weißen  
Franzosen in unsere Abwehrgruppen ein, in jeder Schritt vor-  
wärts untern Kampfgruppen durch blutige Opfer abgerufen wer-  
den mußte. Kräftige Rückstöße und kraftvolle Gegenstöße  
warfen den Feind fast überall zurück.

Der gewaltige Kampf wogte tagsüber hin und her.  
Auf dem rechten Maasufer verlor nur die Höhe Zoter  
Mann und der Südrand des Nachenwaldes den Fran-  
zosen; wir liegen hier hart am Nordrande der Serre. Auf dem  
Linken ist die Kampflinie noch weniger verändertes; nur an der  
Höhe 341 südlich von Zamogneuz und im Joffes-Wald hat der  
Feind etwas Boden gewonnen.

Die Maßnahmen der Führung haben sich glänzend bewährt.  
Neben der mit verstärkter Artillerie und Artillerie längender  
Infanterie gebildet auch der Artillerie volle Anwen-  
dung, deren vernünftige Wirkung die feindlichen Anstöße und die  
aber erfolgreicher Anwehr hervorragenden Anteil hatte. Die an-  
deren Waffen, insbesondere Panzer und Flieger, trugen  
zu dem guten Ausgang des Tages wesentlich bei.

Die Verluste der französischen Infanterie sind ihrem An-  
einzelnen entsprechend außerordentlich hoch.

Die Schlacht vor Verdun ist noch nicht zu Ende. Heute  
morgen sind an vielen Stellen der Front neue Kampfein-  
brannt; Führer und Truppe vertrauen auf günstigen Erfolg.

26 feindliche Flieger sind abgeschossen worden; wir  
haben 5 Flugzeuge verloren.

### Deutscher Kriegschauplatz.

Von der Düna bis zur Donau ist die Lage unverändert.  
Magdonische Front:

Nichts Neues.  
Der Erste Generalquartiermeister  
Lubendorff.

### Französischer Bericht.

Vom 20. August nachmittags: In Belgien ziem-  
lich heftiger Artilleriekampf in Gegend nördlich von Viroville.  
In der Champagne unterhalten unsere Batterien ein wir-  
kames Feuer auf deutsche Anlagen. Mehrere Einbrüche in die  
feindlichen Linien brachten uns Gefangene ein. Auf beiden  
Maasufener traten unsere Truppen heute früh zum Ansturm  
auf die deutschen Stellungen mit großartigem Schwung  
an. Nach unsern ersten Meldungen entwickelt sich die neue  
Schlacht bei Verdun auf einer Front von 18 Kilometern  
vom Walde von Voocourt bis nördlich von Bazoucourt zu unsern  
Günstigen. Zahlreiche Gefangene wurden bereits erbeutet. Die  
Toufflers unter Truppen ist über jedes Maß erhoben. In Gegend  
Vedonville schlagen wir einen feindlichen Handstreich leicht ab.  
Am Oberlauf ziemlich große Artillerietätigkeit.

Vom 20. August abends: An der Nordfront von  
Verdun nahmen unsere Truppen auf beiden Seiten der Maas  
feindliche Verteidigungsanlagen auf einer Front von 18 Kilometern  
in einer Tiefe, die an einigen Stellen mehr als  
2 Kilometer beträgt. Auf dem linken Ufer hatten wir insbeson-  
dere den Wald von Voocourt, auf dem rechten Ufer nahmen  
wir den Nachenwald und Cumières. Auf dem rechten Ufer nahmen  
wir den Talourdin, Champmeville, die Höhe 344, das Gehölz  
Normant und die Höhe 240 nördlich von Louvemont. Zur Nacht  
sind unsere Truppen im Nachenwald und im Walde von La  
Chauxe meist vorgerückt.

Die Zahl der unverwundeten Gefangenen beträgt  
mehr als 4000. Die Deutschen machten heftige Gegen-  
angriffe gegen den Wald von Voocourt, den Toten Mann und  
die Höhe 341. Unser Feuer machte überall ihre Anstrengungen  
günstig und führte ihnen schwere Verluste zu. Unser Flugzeug  
nahmen an der Schlacht glänzend teil. Sie beschossen uns ge-  
ringere Höhe feindliche Anstimmungen mit Maschinengewehren  
und trugen so dazu bei, die Gegenangriffe abzufangen. Unser  
Flieger schossen elf deutsche Flugzeuge ab. Zwei weitere deut-  
sche Apparate wurden durch Abwehrschüsse heruntergeschossen.  
Artilleriebeschießung mit Unterbrechungen auf der übrigen  
Front. —

## Die erste Stongoschlacht.

W. T. S. Wien, 21. August. Aus dem Kriegsbere-  
quartier wird mittags gemeldet: Die Schlacht am  
Touso nimmt auch weiterhin einen für uns günstigen  
Verlauf. Wir können mit den bisherigen Ergebnissen  
vollant zufrieden sein. —

### Italienischer Bericht.

Vom 20. August: An der italienischen Front ist die  
Schlacht am Monte Grappa vorwiegend durch unsere Artillerie  
feindlichen Stellungen mit immer wachsender Stärke behaftet,  
in Richtung auf unsere Ziele nördlich von Ammono vorzudringen.  
Nachdem die glänzendste Schwertgeister und den Widerstand des Feindes  
überwunden haben, wurden zahlreiche Brücken über den  
Touso geschlagen. Unser Truppen gingen auf das linke Ufer des  
Flusses über.

Von Etsch bis zum Meer drangen die Italiener im Anlauf durch  
die erste feindliche Linie hindurch, die in unfernege Linie von Ver-  
teidigungsmaterial verhandelt war. Sie bedrängten den Gegner, der  
sich jetzt an das Gefilde nahmen, von zahlreichen Maschinengewehren  
und Verstärkung unterstützt und verwehrt den Widerstand leistet.  
Unser Angreifen nimmt unermüdet an der Schlacht teil und  
greifen mehrmals mit Bomben und Maschinengewehren die hinter den  
gemeinsamen Stellungen verammelten Truppen an.

Die Trichter unserer Infanterie geht stetig weiter, während die  
Artillerie unermüdet den feindlichen Widerstand fortsetzt. Die  
Gegner sind unterworfen und sehr schwer. Die meisten gemeldeten Verluste  
betrafen die ersten Stellungen und zahlreiche Maschinengewehre  
sind in unsere Hände. Es gehen abend hind 7500 Mann und etwa  
100 Offiziere durch die Gefangenenmehrwahl durchgenommen. —



## Was nochmals betont werden muß.

### Die Unabhängigen als Friedensfeinde.

Inser getrigger Artikel an dieser Stelle hat so wie schon der vom Monat vorher klipp und klar bewiesen, daß die angebliche Friedensgagnerchaft der Sozialdemokratie nichts weiter als eine nichtswürdige Verleumdung des Klüngels um Haase und Kautzmann ist, und daß umgekehrt die Unabhängigen die größten Friedensfeinde sind, weil sie nichts Geschickteres zu tun wissen, als allen unsern christlichen Friedensbemühungen hinterlistig in den Arm zu fallen.

Frägt man sich nun, wie die Unabhängigen als Vertreter eines Teiles der deutschen Arbeiterschaft dazu kommen, so zu handeln, dann ergibt sich nur eine Antwort: sie haben es um parteipolitischen Zweck getan, sie wollten nicht, daß die von ihnen so sehr verurteilte Sozialdemokratie einen Erfolg gerade auf diesem wichtigsten Gebiet der Gegenwart davontragen sollte. Was das bedeutet und wie es dazu kam, das ist zu wichtig, als daß man es ohne weiteres unter den Tisch fallen lassen könnte, und daß man der Wut überholen wäre, es immer und immer wieder heranzuziehen, sei es selbst auf die Gefahr hin, zu wiederholen. Denn nichts zeigt ja deutlicher als gerade diese Handlungsweise der Unabhängigen,

### wie überflüssig und schädlich der Verrat

an der Sozialdemokratie war, und wie es die Unabhängigen immer wieder dazu treibt, der Sozialdemokratie überall Knüttel zwischen die Beine zu werfen, — sei es auch auf Kosten der Arbeiter und ihrer mühsam aufgebauten Organisationen, wie es natürlich jedesmal geschieht.

Man überdenke also folgendes: Im vierten Kriegsjahr erhielt sich der Schmutzschleier nach dem Frieden in allen Ländern. Die deutsche Sozialdemokratie hat nichts unternommen, was geeignet wäre, dem Frieden näher zu kommen, und als sich auf der Konferenz von Stockholm die Möglichkeit zu bieten schien, dem Frieden den Weg zu bereiten, hat sie mit beiden Händen diese Möglichkeit ergriffen. Dort haben ihre Vertreter mit den Mitgliedern des neutralen Friedenskomitees getagt und sich bemüht, die vielen und feigeumwundenen falschen Anschauungen, die im Ausland, nicht zuletzt in den Kreisen der ausländischen Sozialisten, über Deutschland im allgemeinen und die deutsche Sozialdemokratie im besonderen herrschen, richtigzustellen. Diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolg gewesen. Es hat sich herausgestellt, daß die ausländischen Sozialisten von der Tätigkeit, die die deutsche Sozialdemokratie von Kriegsbeginn an im Interesse eines amertionslosen Friedens entfaltet hatte, meistens keine ausreichende Kenntnis hatten. Die von der bürgerlichen Presse der Entente mit Unrecht verbreitete Verleumdung, als sei die deutsche Sozialdemokratie ein Instrument der Regierung, hatte sich im Ausland festgesetzt und eine völlig falsche Auffassung von der Haltung der deutschen Partei gerade bei den sozialistischen Parteien hervorgerufen. Das wichtigste Ergebnis also, nur zu einer geistlichen Zusammenarbeit mit den ausländischen Sozialdemokraten im Interesse des Friedens zu gelangen, war die Verleumdung des von bürgerlich-feindlicher Seite

### aralig verurteilten Mittrauens.

Es galt, auch im Ausland die Erkenntnis zu erwecken, daß die deutsche Sozialdemokratie von Kriegsbeginn an aufrichtig und energisch alle Amertionsbestrebungen bekämpft und einen Frieden ohne Vorkriegszustände erstrebt habe. War hier eine solide Grundlage des gegenseitigen Verständens und Vertrauens geschaffen, so war man dem Friedensgedanken ein wesentliches Hindernis näher gekommen.

Allein das war nicht nach den Wünschen und Berechnungen der „unabhängigen“ Sozialdemokraten! Wie? Waren sie nicht deshalb aus der sozialdemokratischen Partei ausgetreten, weil ihnen diese Partei nicht friedensfreundlich genug war? Sollten sie nicht hundert- und aber hundertmal erklärt, die deutsche Sozialdemokratie tauge überhaupt nicht für die Weisheit des Mannes-Hollweg, sei von imperialistischem Charakter, sei moralisch-politisch bis auf die Knochen, ihre Friedensbestrebungen seien nur Schein und Schminke, im geheimen billige sie die Amertionspläne der Imperialisten? Mit Recht habe sie das Vertrauen der ausländischen Sozialdemokraten verloren und sei völlig unfähig geworden, jemals einen entscheidenden Schritt zum Verhandlungsfrieden zu tun? Und jetzt plötzlich die Stockholm-Verhandlungen, die sich völlig so anließen, als sei die deutsche Sozialdemokratie auf dem besten Wege, das Vertrauen ausländischer Sozialisten wiederzugewinnen und wohl gar den Frieden vorzubereiten! Das dürfte unter keinen Umständen geschehen! Das war unglücklicher Wahnwitz, das war das Wortes-vergewissenheit! Den Frieden vorzubereiten, das war lebendig und ausschließlich die Sache der „unabhängigen“ Sozialdemokraten. Jeder andere herbeigeführte Friede war eine Gemeinheit, ein Verbrechen an der Menschheit, das mit allen Mitteln verhindert werden mußte!

Und da bekam es die „Reiziger Volkszeitung“ fertig, in jenen zwei Artikeln die Friedensarbeit der deutschen Sozialdemokratie in Stockholm zu belächeln und zu „beweisen“, daß die „Regierungsozialisten“ das Recht verweigert hätten, für einen Frieden ohne Vorkriegszustände und Eroberungen einzutreten! Das ist zwar Wahnsinn, doch es hat Methode! Es ist die Methode politischer Panzertreue,

die nicht mehr Politik im großen Ziele willen treiben, sondern die ihr ganzes Tun und Denken lediglich auf kleinste Wadententziffer gegenüber möglichsten politischen Parteien eingestellt haben.

Natürlich bleibt es damit nicht bei dem einen Falle, vielmehr treibt hier einer den andern, und wohin das führt, das hat sich ja so hoch als es nur irgend geht in der an dieser Stelle ebenfalls bereits mehrfach erwähnten Reichsversammlung vom 19. Juli 1917 gezeigt. Demals stimmten die „unabhängigen“ Schuttler an Schuttler mit den preußischen Junkern und den deutschen Amertionspolitikern gegen eine Resolution, deren entscheidender Satz lautete: „Der Reichstag erstreckt einen Frieden der Verhandlung und anderen Verfahren der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietsveränderungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.“ Das Zusammengehen der Gruppe um Haase mit der Gruppe um Welsch war freilich schon vom ersten Tage der sozialdemokratischen Arbeitgemeinschaft eine gewohnte Erscheinung im deutschen Parlament. Durch ihre letzte Abstimmung jedoch haben die „unabhängigen“ ihren politischen Kontrast angebetet. Sie, die in der Theorie von revolutionären Prinzipien überfließen, sind in der Praxis die

### Gefühllose der ausgeprochenen Reaktionsäre,

die, denen in der Theorie keine Friedensformel scharf und radikal genug ist, entuppen sich in der Praxis als die Schlepptreuer der Eroberungspolitik und Kriegsbesetzer, genau so, wie sie schon im Jahre 1916 mit Großindustrialen und Großgewerksameim tranten Verein gegen die Beherrschung der Kriegsgewinne stimmten. Durchdringender haben sich niemals die Folgen einer milden Verblendung und verböhnten Nachsicht eingestellt. Die Erklärung des Reichstages vom 19. Juli bedeutet einen Triumph der deutschen Sozialdemokratie. Ihre Ziele, ihre Verträge waren es, die in ihr zum Siege kamen. Aber der Erfolg der Sozialdemokratie war zugleich eine vernichtende Niederlage ihrer Gegner, zu denen

die „Unabhängigen“, wenigstens noch persönliche Geschäftigkeit und politische Parteilichkeit angeht, an erster Stelle stehen. Stimmten sie der Resolution vom 19. Juli zu, magu sie ihren Anschauungen nach verpflichtet waren, so verloren sie damit jede weitere Existenzberechtigung als selbständige Gruppe; denn sie hätten damit ausgegeben, daß ihre ganze verhängnisvolle Politik von der öffentlichen Ablehnung der Kriegskredite an bis zur Zerkleinerung der Fraktion und schließlich der Partei ein ungeheurer Irrtum, ein Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen gewesen war. So mußten sie, um nur ja recht zu behalten, dagegen stimmen, und mit nachher fähiger Abulität müdelten sie an der Resolution herum, um einen elenden Ausflucht zu suchen, gegen sie kommen zu können. Ein nachher erbärmungswürdiges, ein widerliches Schauspiel!

Nach alledem ist den Unabhängigen das Urteil gesprochen. Die deutsche Arbeiterschaft wird sich nicht erlauben lassen, daß deren hoffnungsloses, durch den Sturm der Weltrevolution auf die Klippen geworrenes Boot das stolze Schiff der Sozialdemokratie sei. Durch ihre Taten hat diese Gruppe bewiesen, daß es ihr nicht Ernst ist mit der Arbeit für den Frieden. Ihr gehen die

Interessen der Klasse und der Nation. Und wer das erkannt hat, wird sich mit Abscheu von ihr wenden und der sozialdemokratischen Partei Deutschlands die Treue halten. —

## Halle und Saalkreis.

Halle, 22. August 1917.

### Auch eine Winterzeit?

Man schreibt uns:

Die neu angekindigten Maßnahmen über Osterparnäs auch im Privat Haushalt lenken die Aufmerksamkeit normalerweise auf alle Mittel, durch die Götter gepart werden könnte, ohne dem kleinen Manne sein Licht und die Möglichkeit des Ausdauerns zu nehmen. Ein sehr einfaches und praktisches Hilfsmittel dazu wäre die Einführung der Winterzeit, welche umgekehrt wie die Sommerzeit die Uhr 1 Stunde nachrückte. Für die Fabriken mit ihren Tag- und Nachtschichten wäre die Maßnahme natürlich beizustimmen; dort änderte sie nichts; aber sämtliche Schulen, Schulen und Kaufhäuser würden dann statt um 8 Uhr erst um 9 Uhr geöffnet und fiele auf diese Weise mit ihrer Arbeit wesentlich mehr als bisher in die Zeit des Tageslichts. Besonders deutlich ist der Vorteil bei den Schulen, in denen bisher regelmäßig mehrere Monate lang von 8 bis 9 Uhr Licht gebraucht werden mußte, während bei der Einführung der Winterzeit der recht erhebliche Gasverbrauch dort vollständig wegfiele. Aber durch den späteren Schulbeginn ließe sich auch in den Einzelhaushaltungen morgens eine Menge Leuchte- und vielleicht sogar Kochgas sparen. In den Kontoren wurde ja vielfach schon bisher im Winter erst um 9 Uhr begonnen, und denn mußte im Hause für die Kinder, bei denen der Schulbeginn schon um 8 Uhr lag, besonders Licht gebraucht und frühzeitig gelöscht werden. Diese Unbequemlichkeit und Verschwendung ließe sich abheben, wenn der Schlaf-, Bureau- und Geschäftszufang für die Winterzeit einheitlich auf 9 Uhr morgens festgelegt würde.

Der Vorteil, der aus der Winterzeit zu gewinnen ist, ist wesentlich größer und liegt freier auf der Hand als der Augen der Sommerzeit, die sich gleichwohl nach den ersten Erfahrungen, die man mit ihr gemacht hat, immer weiter ausgedehnt hat. Das Jahr zerfiel dann in vier Abschnitte: Sommerzeit vom 15. April bis 1. Oktober, normale Zeit etwa vom 1. Oktober bis 1. No-

## Notes Flamenblut.

Roman von Pierre Brodeur.

Eingige autorisierte Uebersetzung von Johannes Schlaf. (60. Fortsetzung.)

Dila zwinkerte erneut mit den Augen. Es fiel ihr etwas ein. Sie riefte zum Schantliß hin. „Armer Soube! Da ist noch was! Ich hab den Liebesbrief vergessen, den heut' morgen der Landortsträger für Dich gebracht hat.“

„Gott sei Dank, er kommt nicht oft.“  
„s ist dröblig. Du bist doch ein guter Hahn!“  
Er lächelte, im Grunde geschmeichelt. „n bißchen jäh, Gewatterin!“

„Wit im besten Alter, Mann.“  
Die Ellbogen auf dem Schantliß, fixierte sie ihn, eine blühende, begehrliche Flamme in den vom Liebesfieber erschlossenen Augen.

Er genierte sich sehr, juckte zwischen seine beiden Hüfte. „Ich hab an einer Frau genug, weißt Du.“  
„So sag man immer, aber man tut anders.“  
„Oh, aber bei ihm war's die pure Wahrheit. Er dachte, daß er mit Hilla Gitters zufrieden sein könnte.“  
Nicht ohne schließliche Verlegenheit drehte er zwischen seinen Fingern mit den ungeschlachten edigen Nägeln den Liebesbrief hin und her, dessen rotenfarbene Marke auf dem fettigen Umschlag abgelesen war. Melis stieß mit den Fingern für die vier Raubdrüben, die sich jetzt vernünftiger betrogen, beladen, im Vorbeigehen gegen Soube an. Soube suchte mit den Augen einen bequemeren und besser beleuchteten Platz.

Entschieden handelte es sich um eine besondere Nachricht. Es verhielt sich so: erst heute morgen hatte er einen sehr aufgeräumten Brief von Hilla erhalten, in dem sie ihm ausführlich alle Bergmühen erzählt hatte, die ihr das Weihnachtsfest gebracht hatte. Nicht tiefe sie ihm mit, daß sie sich auf eine stattliche Hochzeit vorbereite, die auf den Dreifönigstag fiel und in Mebecke im Goltshaus zum

„Weihen Noß“ gefeiert werden sollte. Sie bedauerte von Herzen, daß er nicht kommen konnte, und mit den Leuten von Coin-des-Terrars von dem guten Rausch zu trinten. Mit schweren Herzen und verdüsteter Stirn seufzte er auf.

„Wies, der mit seinem krankhaften Heißhunger alle Teller ausgeputzt hatte, näherte sich ihm interessiert: „Neuigkeiten, Brüderchen?“

„Briete waren für die wichtige Ereignis. In der Regel kam in ihrem Romandeben einer auf alle zwei, drei Monate. Aufmerksamkeit suchte man ihn, um ihn dann stundenlang unermüdetlich Zeile für Zeile durchzupredigen. Diese Briete ließen angenehme Erinnerungen aufsteigen und enthielten immer ein liebes Wort für die Freunde. Das machte viel Vergnügen.“

Soube holte einen Stuhl herbei und ließ sich in dem Lichtstreifen einer Gaslampe nieder.

Er antwortete: „Wahrheitlich! So Gott will, ist es nichts Ernstes. Denn ich kenne die Schrift nicht. Sonderbar!“

„Auf dem blauen Umschlag lob ich breit, mit dicken, kindlich-unfähigen Buchstaben die Aufschrift ab: „An Herrn — Herrn Francois Floßil — bei Herrn Sidore Bouffart — in der „Grand Renois“ — Rue de la Poite — in Bracquesnes (Goinou).“

„Nein, wahrhaftig! Soube mußte nicht, warum ihn, als er sein Messer öffnete, die Finger zitterten.“

Es war das idyllische Messer, wie man es zum Kaninchenobstaden braucht. Die breite, idyllische Klinge war aus gutem, englischen Stahl. Es hatte einen Griff und eine Scheide aus Birschhorn. Mit der idyllischen Spitze holte Soube, wenn er Kaninchen schlachtete, mit einer schellenen Drehung, wie wenn man Wuschel öffnet, den Tierern die blutigen Angewölbe aus den Höhlen. Na, es war ein fürchterliches Werkzeug des Todes. Sein Metall waufl im Scheine des Gaslichtes kurze, fette Blüte.

Vorichtig nahm Soube den Brief, der ihm auf den Knien lag. Langsam öffnete er den Umschlag. In ihm

stehend fand Meus, die Hand in der Tasche, kein Ende, sich zu wundern. Was für ein Kerl, der Floßil!

Aber er sah, wie die Brauen des Kameraden aufstiegen und dann sich mechanisch zusammenzogen. Seine Augen wurden weit und starr, um sich gleich darauf zusammenzuziehen. Sein männliches Gesicht verfinsterte sich, kam dem Papier immer näher, fuhr dann wieder zurück, wie von einer Weibe ergriffen. Sehr Atem ging heftig. Diese idyllisch wechselläufigen Regungen spiegelten sich in dem bleichen, harnlosen Gesicht des Harmonikbalziers wider wie die Gaslampe sich spiegelte in den Glasflaschen, die in den Schaufenstern der Apotheker stehen.

„Am Himmels willen! He, was ist geschehen, lieber Soube?“

„Nichts, was Dich angeht.“

Seine Stimme war schneidend raub. Seine dicken Finger verjuchelten listlich das Papierblatt in den Umschlag zurückzuführen. Es gelang ihnen nicht, und er stießte das Ganze ungeduldig in die Holentische.

„Soube! Freund!“

Soube hatte sich erhoben mit abschalem Gesicht, weiten Hüftern, starren Augen.

Meus fühlte, daß Soube idyllen wollte, und daß es besser war, nicht weiter in ihn zu dringen.

„Ein Glas Alore, Dila!“

Mit schmerzenden Schritten hatte Soube sich zum Schantliß begeben. Als ihn aber die Wirtin, während sie ihm ein großes Glas Genever einwarf, fragend anblinzelte, erwiderte er ihren Blick geradezu mit Nabellosigkeit.

Dieses Augen zwinkerten. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck gemadeter Gleichgültigkeit an, und sie wandte Soube den Rücken. Aber das flimmerte ihr nicht.

Er hatte den Trank mit einem Zuge hintergeköpft, leckte dann das Glas hart auf das Zint des Lidses und ging, ohne eine Wort zu sagen.

Meus dachte: „Es muß sich um eine eilige Geschichte handeln.“

(Fortsetzung folgt.)

